

# Feuilleton.

## Werner Lohsens Jugend.

Roman von Emil Kaiser.

(Fortsetzung.)

Werner hatte sich mit der Zeit an den Anblick und die Art des Alten gewöhnt. Der Schreden vor dem mittelalten durch ihn selbst veranlaßten Zustand war gewichen, so daß er kaum mehr an sein Verhulden dachte; auch war der Greis ruhiger, fetter und von heftigen Anfällen geplagt, und seine fixe Idee zum Wochenlang nicht zum Ausdruck.

Eines Abends jedoch, als Werner eben im Begriff war, das Pfarrhaus vom Garten her zu betreten, trat ihm die schwere Gestalt des alten Bäckers in den Weg. „Halt! Geh' nicht hinein. Du bist verloren. Er ist wieder da, er ist da drinnen.“

Wer ist das? fragte Werner bestürzt.

Der Alte schnitt eine klägliche Grimasse. Der — du verstehst doch, er bracht seinen Mund an das Ohr des erschrockenen jungen Mannes und flüsterte: Der böse Feind, der Gottseibens. Ja, den Hubert geholt — den hat er, war zu dumm, konnte ihn nicht. Aber mich kriegt er nicht. Nein, nie. Weiß, was dran ist. Geh' ihm aus dem Wege, weg, weit.

Ich will ihn mir doch einmal ansehen, sagte Werner nach einigem Besinnen.

Gefährlich ist's, warnte Offizell. Ich weiß, er kommt einem mandamal schön vor — sehr. Das sind aber der Kleider. Sonst nichts. Der Verberuf, das Gerippe, glühende Augen, verbrennen dich das Herz im Leibe. Gib acht.

Er thut mir nichts. Der Herr Kaplan ist ja da, ertrübete Werner, um sich des Jren zu entledigen.

Das ist gut, ist ganz gut, nicht diefer. Der schwarze Rod ist heilig. Aber paß auf, er kommt auch an den, er ist so schlau. Er kriegt den Joseph wie den Hubert. Alle, alle kriegt er, nur mich nicht. Ich will dir sagen, wie ich es mache, ja, so: Daumen eingeschlagen, immer Daumen eingeschlagen und dann: Vater unser, Amen, Vater unser, Amen.

Nun, das will ich auch versuchen, beruhigte ihn Werner und trat ins Haus.

Der Geistliche hatte Besuch, der Eintretende fand ihn in der Unterhaltung mit einem eleganten Ehepaar. Sieh da, der Werner! sagte der Herr, an der Stimme und an der etwas linksföhen Art, wie er ihm entgegenkam, erkannte dieser seinen ehemaligen Lehrherrn.

Im Neuherrn war freilich eine große Veränderung mit dem früheren Bäder vorgegangen. Das Haar war in der Mitte geschüttelt, der Bart spitz geschnitten und wohlgepflegt. Ein feiner heller Anzug umhüllte die etwas dünnen Glieder, auf der bunten Halsbinde funkelte ein Diamant. Machte so Hubert Offizell schon auf Werner den Eindruck eines vornehmen Herrn, so erschien ihm dieser Frau fast wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Er wagte kaum, ihm ein freundlich begrüßendes Wort zu sprechen, obgleich dänisches Leder sie schützte. Groß, üppig, in königlicher Haltung sah sie da, etwas Unnahbares schien bei aller Weibenswürdigkeit in ihren Zügen zu liegen. Der Reichtum ihrer Kleidung verklärte Werner vollends. Der seine Wohlgeruch, der sie umgab, erschien ihm wie eine schützende Wolke, die die Gerüche davor bewahrt, den Dunst der niederen Welt zu atmen. Fast einen Augenblick kam es Werner in den Sinn, daß diese Dame zur Hulda Schröder sei, die mit ihm in demselben elenden Hause in der Plogasse gewohnt hatte. Selbst der Kaplan erschien der gewordenen schönen Frau gegenüber etwas befangen, auch er schien ganz verlegen zu haben, daß sie die Tochter eines Kunstretiers war.

Wir denken bis zum Herbst hier zu bleiben, nahm Frau Offizell das Gespräch mit dem Geistlichen wieder auf. Die kleine Villa am Walde liegt recht hübsch. Freilich, es ist ja eine bescheidene Sommerfrische; aber die Luchten wir ja eben. Im September wird unser neues Haus in der Königsallee festgestell sein, und dann können wir von hier gleich dahineinziehen.

Aber ob es Ihnen so lange hier gefallen wird? warf Joseph Offizell ein. Der Ort ist schon sehr ruhig, und gar dort am Walde. Gesellschaftlich bietet sich Ihnen hier gar nichts.

Leider nein, nicht Hulda. Aber es ist ja ärztliche Verordnung, wir sollen ja eben Ruhe haben. Mein Mann ist so unglücklich nervös.

Zamohl, nicht. Hubert eifrig, erschreckend nervös, das steigt bei mir manchmal alles so. Man hört ihm an, daß er diesen Zustand fürchtet und sich doch sehr interessant darin erfinden. Dann sprach er davon, was er alles auf dem Hause habe. Die fortwährende Aufregung der Spekulationen machte ihn krank, er selbst hatte nicht einmal

mehr am Gewinn Freude, und er haßte diese gewagten Geschäfte; aber seine Frau trieb ihn. Hulda hatte den Ehrgeiz, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, und dazu mußten sie reich werden. Das war der einzige Weg, der ihnen offen stand. Es war ein heftiger unabhänder Kampf, den sie mit der Geringfügigkeit und Kleinbürglichkeit ihres Mannes auszufechten hatte, aber sie brauchte rüchstlos jede Waffe, sie schmeichelte, spottete und ängstigte ihn vorwärts. Daron sprach er nicht, denn er war sich dessen kaum selbst klar bewußt, er klagte nur über all die Scherelei und Hasterei. Man weiß oft wirklich nicht, wo einem der Kopf steht, besonders jetzt, wo wir das neue Haus bauen, da gibt es tausenderlei, du machst dir keinen Begriff, es soll aber auch etwas werden, die ganze Stadt soll davon sprechen.

Nun, so hoffe ich wirklich, daß dir die Ruhe hier draußen wohlthun wird, sagte der Kaplan, und Hulda fügte mit einem leisen Seufzer hinzu: Sie ahnen nicht, wie das nötig wäre, für ihn und für mich.

Noch gar manches Mal klagte Hulda dem Kaplan ihr Leid und flößte ihm allmählich die bange Sorge ein, daß sein Bruder am Ende das furchtbare Geschick des Vaters teilen müsse. Zwar von dem Jähorn und der maßlosen Heftigkeit, die Hubert seiner Frau gegenüber an den Tag legen sollte, ward der Geistliche wenig gewahrt, aber daß jener noch gefährlicher war als früher, das konnte er sich nicht verhehlen. Dieser Hang zum Selbstaum, dies unruhige, unreife Wollen, dies kindliche Greifen nach weit entlegenen Zielen erschien in der That krankhaft. Und es war ja auch erklärlich, daß der stete Abstand zwischen Wollen und Können, der sich dem Unglücklichen bei ruhiger Ueberlegung doch aufdrängen mußte, ihn verdrängte.

Hubert trug sich eben jetzt wieder mit großen Plänen. Das Sammeln befreibigte ihn nicht mehr so wie früher, er fand nicht mehr jede Scharte hochinteressant, und die Sachen, die ihm noch geblieben, kosteten meist ganz beträchtliche Summen. Dazu kam, daß die Händler ihn, da er nichts von der Sache verstand, zumest überforderten. So war ihm das Sammeln verleidet worden. Daß er auch hier nur dem Einfluß seiner Frau unterworfen war, war Hubert nicht zum Bewußtsein.

Aber irgendwie mußte er sein Interesse für die Kunst betätigen, und so hatte er den Plan gefaßt, sich selbst zum schaffenden Künstler auszubilden. Er wollte im kommenden Winter seine bisherige Thätigkeit aufgeben und die Akademie besuchen; an sein neues Haus ließ er bereits ein neues Atelier anbauen.

Hulda hatte für diese Pläne ihres Mannes nur einen Spott, auch der Kaplan konnte sich nicht damit befremden. Er wandte ein, daß Hubert zu alt sei.

Es hat Leute gegeben, die noch später angefangen haben zu malen, sagte Hubert, und die sich doch einen bestimmten Namen in der Kunstgeschichte gemacht haben. Es kommt nur darauf an, ob Kunst in uns steckt, und wir werden ja sehen. Mein jegiges Geschick ist mir zum Ziel, ich thue da nicht mehr mit, unter keinen Umständen. Mit irgend etwas aber muß ich der Mensch beschäftigen, weshalb soll ich nicht malen? Freilich, es fällt ja auf, wenn man nach etwas Höherem strebt. Aber ich kann nicht anders, und die, die jetzt über mich lachen, werden sich noch einmal wundern, wenn ich erst ein berühmter Mann geworden bin.

Natürlich verlangte Hubert auch Werner's Arbeiten zu sehen, aber er hatte kein Verhältniß dafür und lobte sie nur oberflächlich. Er meinte, daß sich mit einem solchen Talent doch wohl etwas anderes schaffen lasse, als Blumenornamente. Diese ewige Blüthenzeichnung müßte doch langweilig sein. Und dann entwiderte er dem aufstrebenden Jüngling seine Ideen von der Kunst. Er sprach von farbiger Zeichnung und von der großen Linie: Ein einzelner Gegenstand, aus seiner Umgebung herausgerissen, kann ja überaus nicht künstlerisch wirken. Wir müssen nicht den Gegenstand darstellen wollen, sondern die Wirkung, die das Licht auf ihn ausübt, die Stimmung, — das ist alles. Dann wieder fielen ihm einige Lehrsätze älterer Anschauungsweise ein: Vor allem muß die Kunst das zu sagen haben. Die große Idee, das ist's. Der einzige würdige Gegenstand der künstlerischen Darstellung ist der Mensch.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Enthusiasmus der Wissenschaft. Eine hübsche Anekdote von dem Erfinder des Nitrogljzerins, dem italienischen Chemiker Ascanio Sobrero, dessen hundertjähriger Geburtstag dieser Tage gefeiert wurde, erzählt ein ehemaliger Schüler von ihm. In einem Kolleg erzeierte sich der Professor über die unmaßhaltigen Fortschritte der Chemie und sagte schließlich: „Die Chemie, meine Herren, hat eine unabsehbare Zukunft, mit der wird man eines Tages sogar Menschen erzeugen können.“ Als er aber gewahrt wurde, daß sein zahlreiches Publikum lachte, wurde er verlegen und setzte zur Wilderung hinzu: „Natürlich die alte Methode wird wohl immer den Vorzug haben.“

# Geringe Leute

Roman von Dora Hohlfeld.

(Fortsetzung.)

Vom alten Schloß auf dem Hügel flogen die Eulen mit dem leisen Wispern nieder ins Dorf. Ein Lichtschimmer verklärte das Dunkel, den sandigen, der unsichtbare Mond durch die Wolken.

Lautes Lachen der beiden Mädchen feiner in Traum. Drittes Stube, die der Schein des trüben Lämpchens erwarnte.

Die Schläferin regte sich. „Gottes Wege laufen hin und her,“ sagte sie, „es ist schwer, sich zurechtzufinden. Ich sehe einen Kreuzweg. Die Person, die dort steht, ist des schönen Mädchens Mutter. Du brauchst weiter nichts zu wissen, junges Fräulein, und du darfst weiter nichts zu thun als warten, du wirst mit deiner Mutter zurecht kommen, doch es dauert nicht lange, daß du bei ihr bleibst.“

In diesem Augenblick kam der Mond hinter dem alten Schloße hervor und blühte hinunter in das Stübchen. Die Traum-Dritte wurde unruhig.

„Geh aus dem Hause, junges Fräulein,“ sagte sie zu Setta, „der Mond will nichts von dir wissen. Ich muß ihn in der Stube haben, weil die Garten - Dritte da ist. Mach' das Licht aus, Dritte.“

„Warte draußen auf mich, Setta,“ sagte Dritte.

Das junge Mädchen legte ein Geldstück in den Schoß der alten Frau und verließ das Haus, in einem Glückstrahl befangen, der fürchtlos nach oben drängte.

„Vater, Mutter,“ sang das Kindes Lied, „es ist also eure Nähe gemeint, die ich so schön gefühlt habe, ich habe euch im Sturm gehört und in der Sonnenhitze gefühlt. Wenn die Zeit erfüllt ist, müssen wir zusammenkommen.“ Setta kam es nicht in den Sinn, an den vernommenen Reden der Traum - Dritte zu zweifeln.

Sie stand allein in der Nacht vor Drittes Stube, die hatte kein Gegenüber außer der feuchten Wiege, über die der Wind fuhr. Er bewegte etwas Unsichbares hinter der Heide und fing sich im Rohr zu zwei räumlichen Bönen, die auf und nieder gingen wie eine Schalmel, laut und leise, je nach der Stärke des Windes.

„Wer spielt dort unten?“ fragte plötzlich Dritte Blum, die verangemommen war. Sie schauerte und schüchelte Setta Brinmann hinweg. „Das muß der Schöpfer von Wittenbrims gewesen sein, der sich aufgehängt hat, der konnte die Blöte blösen. Ich weiß jetzt auch, an was ich bin, Fräulein Setta,chen, über's Jahr betrachte ich.“

„Ich will meine Eltern suchen, Dritte,“ flüsterte Setta Brinmann, „ich gebe nicht wieder zur Lindern, sie gönnt es mir nicht, daß ich Eltern habe. Ich gebe immer großzügig.“

Settas Fiedeln hatten sich gelöst, getragenes Schritts schritt sie neben der Garten - Dritte um den Schloßberg, gradeaus.

„Was immer schämteste dort oben ein Licht aus dem alten Gemäuer des Armenhauses, wo die Leiche aufgehängt lag.“

Jetzt erhoben sich von oben her die beiden leuchtend-fräuleinmännern gegenüber. Es waren die Schmitteln und die Wittenbrinken, die vor Reid nicht zur Ruhe kamen und über die hinterlassene Stube der Todten stritten.

Druta, die ihre eigenen Betrachtungen hatte, sah Setta am Arm und führte sie zum Sperrhof.

„Du darfst nicht weggehen, Fräulein Setta,chen,“ sagte sie, „sonst kommst nichts zurecht. Was kommen soll, das kommt. Du könntest tausend Meilen gehen, bis Afrika, und es käme doch nichts zurecht. Ich bringe dich jetzt bis an deine Kammerthür. So viel schlechte Tage, wie du gehabt hast, so viel gute kommen. Ich habe es ja immer gewußt, daß du ganz etwas Besonderes bist, das die Leute ärgert.“

Als die beiden Mädchen sich dem Sperrhof näherten, erklang ihnen gedämpft ein Kirchengeläute entgegen; die Lindern, die ihr Pflichten in der Kammer wählte, sah unten in der guten Stube am Tisch vor dem Gesandbuche der geschlossenen Fenstern.

Ungefragt gelangte Setta Brinmann in ihre kleine Kammer, dann schritt Dritte mit kräftigen Schritten ihrer Eltern Hölle zu, worin die trante Mutter lag. Es war der Garten - Dritte Aufgabe, am anderen Morgen um halb fünf Uhr an Effette Brinmanns Fenster zu posten, wenn sie zur Arbeit kam.

Dieser letzte Akt der Nacht über das schlafende Dorf, lauter wurde die Melodie des Windes, leuchtender der tolle Mond. Noch immer sah die Lindern vor dem Gesandbuche und konnte sich nicht genug erbauen und hatte große Freude an sich selber, sie sang:

Meinen Herrn will ich lobtsagen, daß er mich schütz' vor bösen Dingen, daß ich in aller Bescheidenheit Trage der Tugend Ehrenkleid.

den vor der Oberförsterei schauten in stummem Staunen in die Fenster des alten Hauses. Hinter den Büchern erhoben sich hoch und ernst die Tannen, neben ihnen brühten Fichten beschneiden ihre ehrliebe Verwunderung aus.

Aus dem Fortschloß löste sich zwei Stunden eines eigenwilligen Kindes Weinen und erfüllte den Wald, der doch Reichen Dürren Lachen konnte. Er atmete tief. Sein morgenfrischer Hauch drang in das Fenster des zweiten Stockwerks zu dem weinenden großen Kinde.

Unten in der Wohnstube regten sich trippelnde Schritte, am Rüstlich beginnend, die Thür erreichend, über den Vorplatz zur Treppe schreitend. Aus den Arbeitsräumen des Oberförstern näherten sich feste Tritte — und nun standen Herr und Frau von Dürren nebeneinander auf der Treppe und schauten rathlos ihres Kindes Weinen, das an Heftigkeit zunahm.

„Ich jage die Gouvernante aus dem Hause,“ sagte der Oberförster, „Reichens Weinen muß ein Ende nehmen, die Köchin ist schon bei mir gewesen, Aquile kam mit Krähen in den Augen, die Leute halten uns für Rabenritzer. Lassen wir unter Reichens noch ein halbes Jahr zum Pastor geben.“

„Im Gottes willen, Adoff,“ sagte die Oberförsterin, „nur das nicht wieder. Es ist nur, weil Lindners Setta nicht kommen soll, daß Reichens so verzweifelt ist. Sie behauptet, ohne ich Setta nichts in den Kopf zu bringen, das ganze Verren ist ihr verleiht ohne das Mädchen. Die Wild sagt, wir sollen Annette nur ein einziges Mal weinen lassen, dann betriege sie sich von selbst, es kommt mir hart an, Adoff.“

Die Oberförsterin faltete die Hände. Bis jetzt war alles so gut gegangen. Nach auswärts in ein theures Pensionat, wie die Rentens - Tüchter, konnten sie ihre Annette nicht lassen, dazu waren keine Mittel vorhanden, weil Adoff so viel Geld brauchte. Er hielt sich ein Reispferd. Da hatte sich die Gelegenheit geboten, diese Wild, die Bücher schrieb, diese amerikanische Dame, ins Haus zu bekommen. Wegen ein ganz geringes Gehalt wollte sie Reichen täglich einige Stunden unterrichten. Gestern wachte Rentens da gewesen, die immer etwas von oben herunter in die Oberförsterei kamen, da konnte man mit der enalischen Gouvernante aufwarten, die Miß Eleanor Bild vorgestellt wurde. Und nun gebärdete sich Reichen wie natürlich und wollte nicht ohne Lindners Setta den Unterricht beginnen.

„Ich halte nichts von der Frauenzimmerlehrer, Minna,“ sagte der Oberförster, „für mich hat unsere Annette genug gelernt, du warst doch auch nur eine dumme Blute, Minna, und daß doch keinen Mann mitgebragt, und niemand hätte dir zugemutet, ein Gramen zu machen. Unter Mariachen hat sich gut verheiratet und hat nichts gelernt.“

Die Oberförsterin seufzte. Sie faule, die Zeiten hätten sich geändert, es schade Reichen nicht an Ansehen, wenn sie sich Kennntnisse erwürbe. Es blieb wohl nichts anderes übrig, sie sollte zur Lindern gehen wegen der Setta, obgleich sie nehmst hätte, daß mit Abschluß der Kinderzeit auch dieser Wecker ein Ende haben würde, der nicht handgemäöh sei.

Der Oberförster tief die Treppe hinauf in Reichen's Stube.

Unweit des Hauses sah Fräulein Eleanor Bild in ihrem Tannennest und lauschte interessiert ihres Jünglings Weinen. Sie schrieb: „Sollte es möglich sein, den Willen eines Menschen über seine angeborene Beschränktheit hinaus zu entwickeln?“

Der Wald über ihr athmete trübselig. Sie zog den Tannenzweig ein und schloß die glanzlosen blauen Augen.

Aus dem Walde näherte sich eines Hofes Hufschlag, das über den Boden setzte, dann wurde der Reitersmann sichtbar. Adoff von Dürren saute am Tannennest vorbei, mit der Geule die Zweige zertheilend. Nachlässig grüßte der junge Herr die mittelalterliche Dame im Grünen, die er als die Gouvernante seiner Schwester erkannte.

Eleanor Bild lächelte wie über eine große Dummheit.

„Der Herr Leutnant, Maria und Josef,“ freute sich ein Mädchen in der Küche.

Er kam aus der Stadt und wurde erst heute abend über den Sonntag erwartet.

Reichen Dürren hörte auf zu weinen und lachte.

„Aber ich gekommen,“ sagte sie lächelnd zu ihrem Vater, der auf ihrem Bette lag.

(Fortsetzung folgt.)

Grundrententhumsübertragungen

Cincinnati, 18. Juli.  
Hiram M. Kullison an Josephine Geier, Lots No. 3 und 4 in Hiram M. Kullison's Subdivision von Overlook; \$1.  
Derlebe an Phebe Dotzsch, Lot 95 in derselben Sub.; \$425.  
Derlebe an John M. Keiffert, Lot 83 in derselben Sub.; \$450.  
Derlebe an John M. Keiffert, Lot 49 in derselben Sub.; \$675.  
Derlebe an Louis Kohl, Lot 74 in derselben Sub.; \$300.  
Henry F. Brunner an Jos. F. Hietzer u. A., Lot 96 und 97 in A. C.

Dopkins' erster Sub. in Elmwood; \$100.  
Hiram M. Kullison an Henry C. Koerber, Lot 148 in Hiram M. Kullison's Sub. von Overlook; \$500.  
Nola J. Vogel an S. T. July, 50 bei 120 Fuß an der Nordseite von Victoria Ave. in Hyde Park; \$1.  
William S. Pittell an Eli V. Brown, Theil von Lot 25 in South Norwood Subdivision Sub.; \$1.  
Cra D. Martin an William A. Livingston, Lot 750 in Beechwood Sub.; \$100.  
Charles W. Radenbach an James G. Cooper, Lot 226 in Elmere Subdivision Sub. in Norwood; \$1.  
Charles Heis an Stephen Geis, Lots 8 und 19 in Sub. von George Klum's Nachlaß; \$1.  
Harry N. Senter an Frank Dierling, Theil von Lot 12 in Denny Cordes' Sub. in Valley; \$1.  
Jennie S. Goddard an Benkin Hubren, 40 bei 150 Fuß an der Südseite von Washington Straße, 100 Fuß nördlich von Bramble Ave.; \$1.  
Willis C. Harper an Annie S. Brammer, Lot 196 in der Subdivision „A“ von Oakton Park; \$1.  
William Luelsche an Charles Levert, 25 bei 165 Fuß an der Südseite von Bellare Straße, 25 Fuß südlich von Loner Str.; \$1.  
Hiram M. Kullison an Frank Dierling, Lot 69 und 70 in Hiram M. Kullison's Sub. in Overlook; \$1.  
Derlebe an Frank Herier, Lot 164 in derselben Sub.; \$1.  
Derlebe an Daniel C. Callahan, Theil von Lots 68 und 69 in derselben Sub.; \$1.  
Derlebe an Phebe Dotzsch, Lot 168 in derselben Sub.; \$214.50.  
Nigel J. King an August Buer, 25 Fuß an der Südseite von Gadsberry Str.; \$1.  
Fred C. Suttill jr. an Rannette M. Anderson, Lots 127 und 128 in Beringer und Hopkins' Sub. von South Norwood; \$1.  
Arthur F. Reininger an Rannette M. Anderson, dasselbe Eigentum; \$100.  
Da C. Raugel an John Meyer u. A., 50 bei 70 Fuß an der Westseite von Green Hill Ave., 150 Fuß nördlich von Greenfield Ave.; \$1.  
Mary McNeil u. A. an C. S. Rees, 50 bei 105 Fuß an der Westseite von Trevor Ave., 100 Fuß südlich von Woodbine Ave. in Chevy; \$1.  
Arthur Davis an Charles S. Rees, 100 bei 100 Fuß in Sarah A. Carlson's Sub. von Chevy; \$1.  
Thomas Pratt an Michael J. Federer u. A., 25 bei 141 Fuß, an der nördlichen Seite von Kinney Ave. auf Walnut Hills; \$1.  
Frederick A. Meier an John Lambing u. A., Lot 68 in Brenton und Trevors Sub. in Fairmount; \$1.  
Malvina Boggs an Nicholas Glein u. A., Lot 134 in Brice's Sub. an der Channing Str.; \$1.  
Kate Kaper an Grace A. Wagner, 26 bei 90 Fuß an der Nordseite von Cypress Ave.; \$1.  
Laura Pittell an William C. Macaulay, ein Stück Land in Section 2 in Millcreek Township; \$1.  
Mary G. Kincon an Joseph Reiter, 3 Jahre Pacht vom 1. März 1914 an, auf einen Rabenraum an der Nordost-Ecke von Plum und Longworth Str. Monatliche Miethe \$52.  
Genora S. Stanton an George Spotts, Lot No. 2 in George Lebow's Sub. in North Bend; \$500.  
Harry C. Steele an John Steele, ein Stück Land in Section 10 in Miami Township; \$1.  
Margaretta Rossell an Hamilton County, Theil von Lot 90 in Sub. von Northwell; \$150.  
William Luelsche an Christine De Gacrot, 75 bei 100 Fuß an der Westseite von Bellare Ave., 100 Fuß südlich von Loner Str.; \$1.  
Hiram M. Kullison an James R. Youngling, Lots 127 und 128 in Hiram M. Kullison's Sub. von Overlook; \$1.  
Robert F. Erleap an Pasquillo Buetto u. A., Lot 9 in Dublin Springs Sub. in Columbia Township; \$1.

Grundrententhums - Hypotheken

Neue Hypotheken.  
Francis Freeman an Erste Ward R. u. A. Co.; \$500.  
Henry T. Fuls an Northwestern R. u. A. Co.; \$1200.  
Benkin Hubren an Cottage R. u. A. Co.; \$2000.  
Rannie S. Brammer an Willis C. Harper; \$800.  
John Lamping an Elm Str. Indulgers R. u. A. Co.; \$2200.  
Michael T. Deberer an Thomas Pratt; \$2000.  
Abraham Sachs an Miami Township R. u. A. Co.; \$750.  
George Lyon an dieselbe Co.; \$500.  
John S. Johnston an Silverton R. u. A. Co.; \$2000.  
Margaret Adams an Hillsdale R. u. A. Co.; \$1000.

Gezilte Hypotheken.  
George Wolf an Clark Str. R. u. A. Co.; \$1500.  
Matthew A. Tyler an R. Baker; \$3000.  
Joseph C. Cameron an Southern Ohio R. u. A. Co.; \$400.

# Wichtige Anzeige

Von jetzt an befinden sich die Geschäftsstelle und Redaktion des Volksblatt in 127 Ost Siebente Str. nahe der Main Straße.

Joseph A. Miles an dieselbe Co.; \$1500.  
Baker Schroeder an Southern Ohio R. u. A. Co.; \$700.  
August Buer an Madison Road R. u. A. Co.; \$1000.  
Morris Masfir an City Hall R. u. A. Co.; \$3000.  
Derlebe an Scott Bonham; \$150.  
The Apartment Building Co. an Central Trust & Safe Deposit Co.; \$100,000.  
Wm. Valentamp an Norwood Improved R. u. A. Co.; \$1200.  
Emma M. Sylvester an Arthur Leininger; \$100.  
Andrew A. Rogers an Silverton R. u. A. Co.; \$750.  
Magdalena Tomaste an Chas. Seiler; \$190.  
Derlebe an Hillsdale R. u. A. Co.; \$1000.  
Isaac Mallin an Security Savings R. u. A. Co.; \$4000.

## Essen wir heute besser als früher?

Diese Frage weist Claude in der Porzellan - Revue auf und beantwortet sie mit einem lauten: Ja. Auch die Küche ist der modernen Entwidlung gefolgt, sie ist durch die wissenschaftlichen Entdeckungen, durch die Schnelligkeit der Verkehrsverbindungen, durch die Verbesserung unserer ganzen Kultur bereichert und auf eine von unseren Vorfahren nicht einmal geahnte Höhe gehoben worden. Das läßt sich bei der Musterung der einzelnen Nahrungsmittel schlagend nachweisen. Die Menschen der guten alten Zeit mußten neben anderen wichtigen Dingen auf Del, Gewürze, Zucker und Kartoffeln bei der Gestaltung ihrer täglichen Mahlzeiten verzichten. Schon das Salz wurde durch Steuern außerordentlich verteuert. Der Zucker aber war zu vielen Zeiten ganz unerschwinglich; Zuckerfahnen waren noch im 19. Jahrhundert so kostspielig, daß sie von den Apothekern allein verkauft wurden. Wer seine Gewürze zum Kochen haben wollte, mußte ein sehr reicher Mann sein. Ein Kilo Safran kostete gegen 250 Franken; nicht viel besser stand es mit Pfeffer, Rimm, Muskatnuß, Ingwer, Gewürznelken u. s. w. Was die Gemüße anlangt, so war man noch nicht allzu weit über das Stadium der alten Aeppler hinaus, die sich von Lupinen nährten. Das Hauptessen unserer Vorfahren war die Saubohne, die erst von der Kartoffel entthront wurde und der Betrachtung anhing. Was waren auch die feinsten Menus unserer Zeit ohne diese neue Frucht, die der Oberförster der Reichen und das Glück der Armen anworben ist? Auch Weibrot hatten die Menschen der Vergangenheit nicht. Es war arabisch und unreines Brot, das sie aßen, voll von Hefe und Gerste, das häufige Viege und Wochen alt war. Das feine saubere Weib, aus dem heute unser Brot besteht, ist eine Erfindung der modernen Industrie und eine Stelle vertrat im Haushalt der guten alten Zeit die Mehlkuppe. Gute Butter ist ebenfalls eine Gabe, die erst in allerneuester Zeit der Hausfrau zugänglich gemacht worden ist. Früher kannte man nur ranzige und gefahrene Butter, und viele Gebenden verzichteten überhaupt auf dies Genussmittel. Auch die Milch spielte noch nicht die Rolle in den Städten wie heute. Sie war theurer, und für ihre Gabe es nicht die geringste Garantie.

## Gut gegeben.

Der Manufakturwarenhandlcr Klappert hat das feinste Geschäft am Plage, und einen äußerst schlagfertigen, wichtigen Kopf hat er auch. Keulich betrat die unfehlbare Frau Sanitätsrath seinen Laden, ließ sich tausend und einen Spitzenglas vorlegen und wählte eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Stunde darin herum, ohne sich zum Kauf zu entschließen, und brachte das gesamte Personal zur Verzweiflung. Der kam der Chef selber aus seinem Antrakt, überließ sofort die Situation, grüßte die hochgewaltige Dame artig und meinte verbindlich: „Wünschen Sie etwas zu kaufen, gnädige Frau?“ ... Die Frau Sanitätsrath sah ihn erschauert an, witterte eine Spitze und sagte ziemlich heftig: „Was sollte ich denn sonst wohl hier wollen? ... Herron, gnädige Frau, entgegnete Herr Klappert toterhaft: „Ich dachte, Sie nähmen Inventur auf!“

Sebertobold.  
(Aus einer Theaterkritik.)  
Der Darsteller des Bettlers (Hien an - Wumpfen) war zu schön.

leiten und Opfern zu erlangen geworfen. Was vom Fleisch alt, gilt auch vom Geflügel und vom Wild. Das moderne, nach sicheren Methoden gemästete und ausgewählte Geflügel kann nicht im entfernten mit dem halbwildem und mageren Geflügel von einst verglichen werden. Das berühmte „Huhn im Topf“, das der gute König Heinrich jedem Unterthan wünschte, war ein mageres Hühnchen. Ehenig bot das Wild, das wohllos geschossen wurde, keine Gewähr für die Wile und Schmadhaftigkeit des Fleisches, und man ahn damals Thiere, die uns heute wenig schaden würden, wie Schwäne, Pfauen, Störche, Raben, Falken und Kraniche.

Welch eine gewaltige Bereicherung des Speisetisches haben wir gerade in jüngster Zeit durch das Auftreten neuer Früchte erlebt, so der Tomaten, Kirschen, Bananen. Die grünen Bohnen, Spargel und Melonen sind zwar schon seit vierhundert Jahren bei uns akklimatisiert, aber erst in neuerer Zeit in Aufnahme gekommen; der Blumenkohl und die Juderrübe bot uns das 18. Jahrhundert gekent, ebenso die Schoten. Die Champignonsucht bildet eine neue Industrie, an deren Genuß sich unsere Feinschmecker erst seit einem Jahrhundert erfreuen, und nicht älter sind die Erdbeeren, die anderen feinsten Salatpflanzen und hoch jüngeren Datums die Gestrüchte, die uns heute die fernsten Länder auf den Tisch legen. Aber die Alten hatten doch wenigstens einen alten Trost: Durchaus nicht. Die Methode, den Wein auf Flaschen zu sieben und abzulagern zu lassen, schreibt sich erst vom 18. Jahrhundert her; bis dahin füllte man den Wein in Tonnen und that nichts für seine Pflege, so daß er sauer und süß wurde. Unter Ludwig dem Vierzehnten waren kaum drei oder vier unserer besten Weinstorten bekannt, und nach schlechte Pflege vorer das edle Nach noch Blume und Süße. Wenn dem aber, der damals Wasser trinken mußte! Es war vielfach schammig und sämugig, und dadurch, daß es erst in die Wohnungen gebracht und dort längere Zeit aufbewahrt werden mußte, wurde es nicht besser und gesünder. Und damit sind wir bei einem Gebrauche angelangt, das ebenfalls sehr zu Unutzen der Vergnügen entliehen werden muß: der Saubereit. Messer und Gabel sind ja noch am arnrdigt so lange in Gebrauch. Montaigne staunte über die römischen Kardinale, die bereits mit einer Serviette und einem Taschentuch neben sich saßen. Der Sonnenlicht, ein Südnerragout köchlich „sauberlich“ mit den Fingern zu essen, und als der Herr von Montausier Messer und Gabeln am französischen Hof einführte, da betrachtete Saint-Simon diese Verbesserung, die ihm weidlich und unvorwärtig erschien, mit einem gewissen Ekel. Die Lady Fitzherbert amüsierte sich freilich schon darüber, als sie Ludwig den Fünfzehnten, den ersten Ebelmann Frankreichs, beim Essen - Diner in Versailles das Geflügel mit den Händen zerhücheln sah. Da man von hölzernen und zimmernen Gefäßen ab und diese nicht arnrdlich gereinigt wurden, so bildete sich bald eine bittere, es war auch nicht stets neue Zeller. Gläser und Porzellan waren bis ins 18. Jahrhundert eine Seltenheit. Mit der Reimlichkeit der Tischdecken und Servietten war es meist schledt bestellt. Und so können wir uns nur allzufällig freuen, daß wir nicht an der Tafel unserer Vorfahren zu sitzen brauchen.

Und glaubt man, daß das Fleisch damals von besser Qualität war? Von dem Grundfäden modernen Viehauchs war in bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in der Landwirtschaft nichts zu spüren. Die Thiere, die auf den Wiesen und in den Wäldern weideten, deren Nahrung nicht beobachtet und ausgewählt war, blieben mager und zäh, und Mosthiere in dem Sinne wie heute auch esqarnrdigt. Ehenig so wenig wie wir uns jetzt mit einem Schweinebraten jener Lage begnügen würden, müßten wir als Frisgänger Mehlweine oder Wallfische auf der Tafel sehen. Bis zum 18. Jahrhundert aber bekam man nicht einmal einen sauren Hering, dessen Bereitung erst die Holländer erfunden haben, und wie selten gute Fische waren, geht daraus hervor, daß der große Combe 100,000 Lbres aus feiner Fischerei im See von Enghien löste, obwohl dort nur so gewöhnliche Fische, wie Aale, Karpen und Weißfische gefangen wurden. Die Seefangen, Steinbutten, Merlans, Dorsche und alle feinen Delikatessen, die unsere Tafel zieren, wären auch für einen Grundrentneur des großen Jahrbucherts nur mit den größten Schwierig-